boten werde ich zu vereiteln suchen." —

Graf Meinburg und Baron Bork beurlaubten sich für kurze Zeit und fuhren zur nächsten Polizeistation. Der diensttuende Kommissar hörte die Herren zuvorkommend und aufmerksam an und verfügte sofort, daß noch in dieser Nacht der Haftbefehl wenigstens in die Hafenstädte telegraphiert wurde. Gleich am Morgen sollte dann die intensivere Verfolgung aufgenommen werden.

Es war nicht nötig, denn gegen Mittag schon kam die Nachricht, daß der Mann in Bremen in dem Augenblick verhaftet werden konnte, als er sich an Bord eines Amerikafahrers begeben wollte.

Der Dieb hatte sich so sicher gefühlt, daß die Tatsache von seiner Verhaftung und Vorhalt ihres Grundes ihn sofort jeder Fassung beraubte. Schon eine halbe Stunde später legte er ein offenes Geständnis ab. Die Kombination des Grafen Meinburg von dem Doppelspiele, das ein winziger Zufall zerstörte, war vollkommen richtig gewesen. Immer hatte der Mann an das Glück seines Bruders gedacht und schon lange auf eine ähnliche Gelegenheit gewartet und, als sie sich bot, ohne Zaudern zu seinem Verhängnis zugegriffen . . .

Die Sprache der Heiratsanzeigen.

Wenn ein Amerikaner als Junggeselle ins Grab steigt, so ist dies ausschließlich sein eigener Fehler. Denn nirgends in der Welt hat man den Weg zum Standesamt so angenehm gemacht wie bei den Amerikanern. Von Texas bis Maine zählt Amor Hunderte von Agenten, die alle unerhört fleißig sind, denen zu raten, die über ihre Herzenswünsche noch im Zweifel sein sollten. Diese Botschafter Amors annoncieren in allen Blättern, und die Sprache, die sie gebrauchen, ist so eindringlich und überzeugend, daß die meisten jungen Männer irgend einmal auf ihren Köder anbeißen. Hier ein paar Beispiele, der auf diesem Gebiet üblichen Sprache:

„Warum heiraten Sie sie nicht? Das Mädchen wartet, und ich auch. Jetzt ist die geeignetste Zeit. Kommen Sie, besuchen Sie mich, und holen Sie sich ihre Braut ab. Das übrige werde ich besorgen. Auf jeden Fall kommen Sie und besuchen Sie mich, und wenn noch Schwierigkeiten da sind, die auf gesetzlichem Wege gerezelt werden können, so werde ich es erledigen. Sie werden sich Ihr ganzes Leben lang darüber freuen, wenn Sie mich besucht haben."

Hier eine andere Anzeige:

„Wenn ein Mann verliebt ist, so ist das seine Sache.
Wenn ein Mädchen verliebt ist, so ist das ihre Sache.
Wenn sie einander heiraten wollen, so ist das meine Sache. Mäßige Bedingungen. Bedenkzeit wird auf Wunsch zugestanden. Ich behalte mir stets das Recht vor, die Braut zu küssen."

Eigentlich ist es sehr erklärlich, daß Leute, die verlachen, mit Hilfe einer Zeitungsanzeige einen Begleiter durchs Leben zu finden, leicht einen etwas komischen Eindruck machen. Die Sprache, deren sie sich bedienen, ist oft recht lustig. Man höre, was einst eine kleine, hübsche Japanerin anzeigte:

„Ich bin eine entzückende, kleine Frau mit Haaren wie eine Wolke, mit einem Antlitz wie eine Blume, mit einer Figur wie eine Lilie und mit geschoungenen Augenbrauen. Ich habe genügend Geld, um auf Rosen bei Tag und im Mondschein bei Nacht durch die Welt wandern zu können. Wenn es einen Herrn gibt, der fleißig und kenntnisreich ist, gut aussieht und guten Geschmack besitzt, so bin ich willig, mich mit ihm für das Leben zu verbinden und mit ihm die Freude zu teilen, in einem gemeinsamen Sarge zu ruhen."

In der Anzeige, die Fräulein Elisabeth Maggie, eine junge Maschinenschreiberin in Washington, veröffentlichte, findet sich unleugbar mehr Realismus und Humor, aber weniger Gefühl: Indem sie sich dem Höchstzahlenden anbietet, zeichnet sie folgendes Bild von sich:

„Jung, intelligent, aufgeklärt, feinsinnig, wahrheitsliebend, ehrlich, gerecht, poetisch, philosophisch, nachdenklich, seelenvoll, vor allem aber weiblich, brünett mit großen, graugrünen Augen, vollen, sinnlichen Lippen und wunderbaren Zähnen. Kann kaum schön genannt werden, habe aber ein anziehendes Gesicht, voll Charakter und Stärke. Bin angenehm, anziehend, warmherzig, manchmal von Fröhlichkeit und Leben sprudelnd, manchmal verschlossen, würdig und nachdenklich. Tief und wahrhaftig religiös ohne pietistisch zu sein. Kann keinen Stich nähen, aber ausgezeichnete Angaben zu entzückenden Kleidern machen. Kann das Fleisch im Schlächterladen nicht beurteilen, kann aber jedes Essen zu einem Erfolg machen. Kann keine Teller zählen, aber eine lustige Geschichte berichten. Glauben Sie nicht, daß ich die Einzige bin, die heiraten will und es auf die Art hier zu erkennen gibt. Es gibt tausend andere, die auch Lust haben, es zu tun, die es aber nicht wagen."

Nicht ganz so konventionell, aber vielleicht noch wirkungsvoller war die Methode, die eine italienische Dame anwandte. Sie ließ nämlich auf ihres Mannes Grabstein folgende Inschrift setzen:

„Hier ruht Annaceleto Tortilini, der im Alter von 72 Jahren starb. Er hinterließ eine junge, entzückende und liebenswürdige Witwe, zu der er wegen des großen Altersunterschiedes wie ein wahrer Vater war."

Die Schilddrüse als Ursache der Geschlechtsbildung.

Der Lösung der Frage, ob es möglich ist, auf tierische Eier durch äußere Einflüsse geschlechtbestimmend einzuwirken, ist durch die Untersuchungen Hertwigs und Adlers neuerdings nähergetreten worden. Wie ein fachmännischer Bericht darlegt, gelang es zunächst, aus Eiern von Grasfröschen, wenn man sie während der geschlechtsentscheidenden Entwicklungszeit einer Temperatur von 25 bis 28 Grad Celsius aussetzte, Männchen hervorgehen zu lassen, und dieselbe Erscheinung war auch zu beobachten, wenn die Eier erst in überreifem Zustande befruchtet wurden. Bei diesen „künstlich" erzeugten Männchen ergab jedoch die Untersuchung eine sehr eigenartige Veränderung der Schilddrüse, und so machte man denn den Versuch, die Kaulquappen der Frösche mit Schilddrüsensubstanz zu füttern. Der Erfolg war, daß sich aus sämtlichen 400 Kaulquappen nur männliche Frösche entwickelten. Als die grundlegende Ursache dieser geschlechtsbildenden Beeinflussung hat sich also in diesem Falle tatsächlich die Schilddrüse erwiesen, die sich infolge der ungewohnten Wärme bis zu einem gewissen Grade rückbildete, wobei aber auch gleichzeitig jene in der Schilddrüse enthaltenen Stoffe, vor allem vermutlich das Jod-Eiweiß, frei werden konnten, die unter Umständen das bereits vorgebildete weibliche in ein männliches Tier umzuwandeln vermögen. Ob und inwiefern es möglich sein wird, den geschlechtsbestimmenden Einfluß der Schilddrüsensubstanz auch bei höheren Tieren zu erproben, ist natürlich sehr fraglich, zumal da die in Betracht kommenden Stoffe, auch gleichzeitig sehr schädigende Eigenschaften besitzen und auf die Tiere oft giftig einwirken.

Das die Funktion der Schilddrüse übrigens ungeachtet aller Forschungen noch immer nicht restlos geklärt ist, zeigt auch die in allerjüngster Zeit erfolgte Entdeckung Adlers, daß der Winterschlaf der Tiere, also eine sehr wichtige biologische Erscheinung, ebenfalls nur auf einer Umbildung und zwar einer Verkümmerung der Schilddrüse beruht. Winterschlafende Igel, denen Schilddrüsenextrakt eingespritzt wurde, zeigten schon nach 1½ bis 2 Stunden eine langsame Atmung, die sich bald beschleunigte, worauf dann die Igel erwachten und in ganz normaler Weise umherliefen. Sobald die Wirkung des Extraktes vorüber war, was nach sechs Stunden der Fall war, fielen die Tiere alsbald wieder in den Schlaf zurück, während gleichzeitig auch die Körpertemperatur, die nach der Aufnahme des Extraktes von 8 Grad auf 35 Grad gestiegen war, wieder sank.

Zeitschriftenschau.

Die „Bodenreform" ist die verbreitetste Zeitschrift für volkswirtschaftliche und staatsbürgerliche Bildung im deutschen Sprachgebiet. Probenummern versendet kostenfrei der Verlag „Bodenreform" Berlin NW 23, Lessingstr. 11. — In Heft 7 wie auch im vorhergehenden Heft 6 wird über das ausländische Großkapital berichtet, das immer mehr sich unsres deutschen Bodens bemächtigt, ohne daß bisher Maßnahmen dagegen getroffen wurden. So verliert allmählich das deutsche Volk auch noch den Boden unter seinen Füßen!

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 33 Fernruf 4520

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 86 — Mittwoch, den 29. April — 1920

Eva, wo bist du?

Roman von Fedor von Zobeltitz.

48. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Christel rief aus dem Nebenzimmer. Sie saß aufrecht im Bett. „Kann ich Sie sprechen, Tante Karla?" fragte sie. „Nur auf fünf Minuten und allein. Verzeihe mir, Elli."

Elli zog sich zurück und schloß die Tür. Karla setzte sich im Dunkeln neben das Bett und umschlang Christel. „Da bin ich, mein Kleinchen," sagte sie, „und allein. Aber nenne mich du, wie ich dich."

Christel legte ihre Arme um Karlas Hals. Sie sprach ganz leise. „Ich danke dir, daß du mir deine Lebensgeschichte erzählt hast. Sie hat mir viel gesagt, Tante Karla. Sie ist besser als hundert gute Lehren. Du wirst durch Elli wissen, was passiert ist, und fast glaube ich, weil sie in Angst war um mich, darum rief sie dich her. Sie soll sich nicht mehr sorgen. Ich will zu vergessen suchen und wieder verständig werden. Du hast recht: man soll sich selbst besiegen. Sieh, Tante, ich schäme und heule nicht mehr. Aber schlafen möchte ich — recht, recht lange."

Karla drückte ihre Lippen auf Christels Stirn. Christelchen sah nicht das müde Lächeln, das der kleinen „Selbstbesiegerin" galt: es hätte ihr vielleicht zu denken gegeben. Was in diesem Kindskopf sich regte und was das enge kleine Herzchen so gewaltig revoltierte, ließ sich nicht vergleichen mit dem Frühlingssturm von damals. Und doch war es dasselbe: war auch ein Sehnsuchtsschrei. —

Am nächsten Morgen in aller Frühe setzte Katja in großer Aufregung in die Wohnung Ellis. Elli saß mit Karla beim Frühstück. Katja stutzte, als sie Karla sah, stieß einen schmetternden Jauchzer aus, riß Karla an sich und tanzte mit ihr in der Stube herum. Dann verlangte sie einen Kognak: ihr Inneres tobe, sagte sie. Sie hatte viel zu erzählen und tat es. Es war eine unerhörte Geschichte. Alles war Schwindel, ganz abscheulicher Schwindel. Was war Schwindel? Zunächst der politische Einschlag, der zu der Haussuchung bei Kyrulew, Salo und Wera Petrowitsch gegeben hatte. Der Kriminalkommissar Herr von Teschow hatte den Damen in der Lindenstraße bereits seine Entschuldigung ausgesprochen. Aber auch die Polizei war nicht schuldig. Wer war der Schuldige? Kyrulew selbst. Man höre und staune! Kyrulew bekannte in Schulden. Er war weder ein politischer Verbrecher noch ein Revolutionär aus Ueberzeugung; war kein Tyrannenhasser und kein glühender Patriot: er war nur ein hervorragendes Pumpgenie. Er hatte Berlin ausgepumpt, bis er sich nicht mehr sehen lassen konnte. Die Hauptstadt schwankte unter seinen Füßen, da wurde er selber wackig. Und nun kam der letzte Streich. Fort mußte er; aber es sollte mit Aplomb geschehen. Es sollte eine ausgesucht feine Flucht werden, ein theatralischer Abgang. So reichte er gegen sich selbst ein paar anonyme Denunziationen bei der Polizei ein: Andeutungen von geheimen Zettelungen, Konspirationen, Verbindungen höherer Art, die von der Linienstraße aus unsichtbare Fäden schlangen bis tief in das Herz von Rußland hinein. Bumbum, tralal! Die Polizei fand nichts, aber Kyrulew fand den gewünschten Abgang: er reiste aus, auf Nimmerwiedersehen. . . . „Salo liegt krank im Bett," rief Katja, „aber bloß vor Aerger. So ein Kerl! Was sagt ihr dazu?! So ein Schwindler! So ein infamer Nichtsnutz! Mir ist er zweitausend Rubel schuldig. Schade, daß ich ihm vor dem Abschiede nicht noch eine runterhauen konnte!"

„Geh zu Christel und erzähl ihr alles," sagte Elli. „Aber mit Vorsicht. Halb ist sie schon geheilt. Dein Pflaster wird wie ein Tau tun; doch ich garantiere für die Wirkung."

„Wo steckt Christel?"

„Nebenan, in der Baba."

Katja fuhr vom Stuhle empor und stürmte in Christels Zimmer. Elli und Karla vernahmen von drinnen erregte Worte.

„Unmöglich!" rief Christel. „Katja, du lügst!"

„Frage Salo! Frage Wera! Geh auf die Polizei!"

„Er stammt aus einem alten Fürstengeschlecht!"

„Kein Bein, Herzchen! Sein Vater ist Organist in Wilna."

„Sein Bruder wurde nach Sibirien verschickt!"

„Er hat überhaupt keinen Bruder!"

„Aber ich weiß doch: er ist selbst Nihilist!"

„Nur seinen Gläubigern gegenüber. Die können auf das Nihil seiner Resultate schwören."

„Katja! Liebe Katja! O Gott, Katja! Also ein gemeiner Schwindler?!"

„Ein Lump mit Eichenlaub."

Jetzt kam ein Weinkrampf, und der war die Erlösung. Noch drei Tage hatte Christel das Bett zu hüten. Dann stand sie auf: blaß wie ein Schneeglöckchen, aber sehr gefaßt. „Sprich nicht mehr von ihm," sagte sie zu Elli, „ich habe einen Gummi genommen und jede Erinnerung an ihn aus meinem Gedächtnis ausradiert . . ."

Karla hätte wieder abreisen können. Doch sie blieb noch. Fräulein Ebel hatte ihr geschrieben, sie möge sich beruhigt vierzehn Tage in Berlin amüsieren: in der Erbprinzenstraße in Karlsruhe gehe alles im alten Gleise.

Nun begann eine gemütliche Zeit. Elli und Christel nahmen ihre Kollegien wieder auf, waren aber sonst immer mit Tante Karla zusammen. Die Gesellschaften besuchte man seltener und ging dafür häufig in die Theater und Konzerte, auch einmal zu dem braven Rabede, wo Karla wie eine Fürstin gefeiert wurde und den Gästen ein seltsames Frühstück vorgesetzt wurde, das mit Aal in Aspik begann und mit Schlagsahne mit Schokolade schloß.

Elli hatte anfänglich daran gedacht, Karla gelegentlich auch den Familienabenden vorzustellen, die noch immer im Kontinentalhotel wohnte. Aber Karla selbst war dagegen: sie hatte eine merkwürdige Scheu vor fremden Bekanntschaften. Statt dessen wurden Theda Lester und die zufällig in Berlin weilende Irmgard Winkler an einem Abend zu Elli geladen und bei dieser Gelegenheit alte alten Erinnerungen an die Karlsruher Pensionszeit wieder aufgefrischt. Auch Katja war dabei, hätte aber beinahe mit Theda einen großen Krakeel gekriegt. Sie begrüßte sie nämlich in ihrer burschikosen Art mit den Worten: „Tag, Thedachen — na sage mal, wie geht dirs denn? Du bist ja eine Berühmtheit in Berlin geworden. Du hast dich bei der ersten Cour vor versammeltem Hofe auf den Dubbs gesetzt. Das kann nicht jeder . . ." Dieser höfischen Affront war Thedas schwache Seite. Sie wurde ganz bleich, und es tröpfelte über ihre Wangen. Aber da wurde Katja gerührt, bat um Verzeihung und erstickte Theda beinahe unter ihren Küssen.

Auch auf Katja war die „Affaire Kyrulew" nicht ohne Einfluß geblieben. Es war ihr sehr gerieten, daß sie mit ihm so freundlich verkehrt hatte. Zudem hatte der Botschafter sie gelegentlich zu ernster Aussprache vorgenommen und ihr ein paar beherzigte Ermahnungen erteilt. Es ging nicht an, daß sie bei Hofe empfangen werde und zugleich ein Leben a la Boheme führe; der Klatsch erzähle alles mögliche

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200428021/fragment/page=0001

von ihr und ihrem gewohnten Umgang; es sei ja jetzt häufig, daß sie sich ihrer Landsleute so warmherzig annehme, doch auch unter den Landsmannen gebe es Gesindel, vor dem man sich hüten müsse. Kurzum: die Durchlauchtigste möge auf der Hut sein oder aber nach Paris übersiedeln, wo sie ja weiterstudieren könne und das Dasein gleichfalls seine Sonnenseiten habe.

Das war eine fatale Drohung, die fast der einer geheimen Ausweisung glich. Katja kannte das. Vor kurzem hatte man eine Gräfin Karamsin auf ähnliche Weise bewogen, ihr Hauptquartier nach Rom zu verlegen. Katja bekam einen gehörigen Schreck und beschloß innere Einkehr. Sie legte sich vorläufig Langeweile auf, verließ das Hotel Bristol und siedelte in eine Familienpension in der Königgrätzer Straße über, wo ihre Tätigkeit damit begann, daß sie einen musikalischen Zimmernachbar zu vertreiben suchte. Sie schaffte sich eine Bombardon an, das sie in nie erhörter Weise zu blasen begann, sobald sich der Nachbar an sein Klavier setzte. Der Nachbar zog binnen drei Tagen. —

Selbstverständlich mußte Karla bei Professor Hoenig Besuch machen: den kannte sie ja schon von Karlsruhe her. Es war ein lustiger Empfang. Hoenig sagte nie anders als „Tante Karla". Dann wurde Tante Karla gemeinsam mit Elli und Christel zu einem Souper geladen. Eine neue Köchin war wieder da, aber Anna Hoenig entschuldigte sich trotzdem: die Bouillon sei versalzen; auch die Schinkomelette stand nicht auf der Höhe der Gastronomie. Trotzdem war es ein vergnüglicher Abend.

„Der Professor hat schöne Augen," erklärte Christel auf dem Heimwege.

„Finde ich auch," sagte Elli.

„Und gucht dich immer so verliebt von der Seite an," fuhr Christel fort.

„Du bist nicht klug," antwortete Elli.

Karla sah, daß Elli rot wurde, als sie dies sagte. Sie hatte auch ihre Beobachtung gemacht und freute sich heimlich.

16. Eva! Eva! Eva!

Mit dem zweiten Hofball, zu dem sie geladen worden war, gedachte Elli die Saison abzuschließen. Sie hatte genug. Sie fühlte sich übermüdet und hätte sich am liebsten auch das Fest im Schlosse geschenkt, wenn Onkel Wolfrad und Tante Dorothee sie nicht besonders gebeten hätten, den Ball nicht zu versäumen. Er sollte auch für sie den Abschluß des Winters bedeuten: am ersten März gedachten sie nach der Riviera zu reisen, wo der Onkel Erholung von seinem nervösen Leben erhoffte.

Elli kleidete sich an, und Christel half ihr dabei. Der Onkel hatte abermals ein neues Kostüm gestiftet und das erhöhte für Elli die Verpflichtung, sich auf dem Ball zu zeigen. Sie stand vor dem Spiegel, an dem die Armleuchter brannten, und Christel kniete vor ihr, um die Maiglöckchengirlande auf ihrem Kleide mit einigen Stichen fester zu nähen.

„Himmlisch," sagte sie. „Du wirst Furore machen. Mir ahnt, heute tanzt der Kronprinz mit dir. Sei nur recht liebenswürdig."

„Ich fürchte, das wird mir heute besonders schwer werden."

„Warum? Bist du schlechter Laune?"

„Nein, das nicht. Aber ich weiß nicht — ich fühle mich nicht so recht wohl."

Christel erschrak. „Herrje! Ellimaus — mach mir keine Geschichten! Soll ich dir einen Kognak holen? Das ist Katjas Mittel und hilft immer."

Elli lächelte. „Danke schön, Herzchen. Der Spiritus tut's nicht. Es ist wohl nur Abspannung. Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen. Das stimmt. Ich habe zu viel getanzt, zu viel geschwätzt und zu viel gefuttert. Ich bin sozusagen übersättigt. Wer mir weismachen will, daß das die Höhe der Lebenskunst ist, den lache ich aus. Für die paar gemütlichen Abende bei Hoenigs gehe ich alle Festlichkeiten des Winters hin."

„Nun ja," sagte Christel und stand auf, „aber es kann auch nicht jeder ein Professor Hoenig sein."

Elli gab Christel einen Nasenstüber. „Willst du mich wieder necken, Stinkmorchel? Was mengst du denn abends Bleikst du daheim?"

„Ja. Ich will meine Kollegenhefte durchsehen."

„Du bist auf einmal so wahnsinnig fleißig geworden!"

Christel machte melancholische Augen. „De Arbeit hilft mir am besten über gewisse Stimmungen fort," sagte sie. Sie posierte in letzter Zeit gern ein wenig mit ihrer Innerlichkeit.

Da klingelte es in der Entree.

Elli sah auf die Uhr. „Hans-Jasper wollte mich abholen — aber das kann er noch nicht sein. Christelchen, sage der Gulla falls er Irmgard Winkler sein sollte —"

Doch die Gulla trat bereits ein. Herr Martin Arwed sei draußen, melde sie, und lasse fragen, ob Fräulein Bungarz auf ein paar Minuten zu sprechen sei.

„Sieh da!" rief Elli lachend. „Christelchen, empfange ihn und gib dich von deiner schönsten Seite!"

„Was will er denn?"

„Das wirst du ja hören."

„Komm doch mit, Ellimaus!"

„Aber Christel, ich bin erst halb angezogen! Um buchhändlerisch zu sprechen: ich bin ja kaum broschiert!"

Christel lachten und ging. Indes beendete Elli mit Hilfe der Gulla ihre Toilette.

„Hat sich so heiße Hände Klein-Ellchen," sagte die Gulla.

„Findest du? — Aber der Puls ist in Ordnung. Messens scheint es. Vielleicht rückt eine Influenza an. Gulla, ich werde vorbeugen. Hol mir ein Phenazetinpulver und ein Glas Rotwein."

Die Gulla tat es. Sie war sehr besorgt. Elli fühlte sich wirklich nicht wohl. Gott sei Dank, daß dieses Ballfest das letzte sein sollte! — Ein leises Schmerzempfinden im Rücken und in der rechten Hüfte legt sich für einen Moment die Augen schließen. Sicher, sie müde sich erkältet haben. „Morgen bleibe ich im Bette und trinke Fliedertee," sagte sie sich.

Schluß folgt.

Ein Doppelspiel.

Erzählung von

W. v. d. Ach.

(Nachdruck verboten.)

Nach langer Abwesenheit war Freiherr Karl von Bork mit seiner Gemahlin in die vornehme Tiergartenvilla zurückgekehrt. Baron und Baronin Bork waren zwei alte Globetrotter, die es nie lange an demselben Orte aushielten und im Laufe ihrer Ehe, die kinderlos geblieben war, schon die halbe Welt gesehen hatten. In der Villa im Tiergarten, sowie auf ihrem schlesischen Gute waren sie nur von Zeit zu Zeit gleichsam zu Gaste. Das vergangene Jahr hatten sie in Nordamerika verbracht, das sie von Nord nach Süd und Ost nach West zu Wagen, zu Pferde, auf den Bahnen und im Auto durchkreuzten.

Kaum waren sie wieder ein wenig heimisch geworden, und kaum fühlten sie sich in den eigenen vier Wänden wieder wohl, da ging auch schon eine kleine Anzahl von Briefen an die besten Freunde ab mit der Nachricht, daß die Empfänger in der „Villa Rositta" für den nächsten Abend und dann regelmäßig jeden Donnerstag willkommen wären.

Für den ersten Abend waren nur die besten Freunde geladen, und bald nach acht Uhr fanden sich, vom Hausherrn und seiner Gemahlin herzlich begrüßt, etwa ein Dutzend Herren und Damen in der Villa ein.

Unter lebhaftem Geplauder und zahllosen Fragen nach dem Ergehen und Befinden verging das unter der Aufsicht des alten Hausmeisters von zwei Lakaien servierte Mahl.

Graf Meinburg, der Intimus des Hausherrn, trank auf die glückliche Heimkehr seines Freundes und seiner liebenswürdigen Gemahlin, Baron Bork, dankte für den Willkomm und leerte sein Glas mit dem Wunsche, daß sie manchen vergnügten Abend im alten Kreise verleben durften, bis wieder die Wanderlust in ihnen erwachte.

Nach dem Essen trat man in den Salon, und heute blieben auch die Damen, nachdem sie den Herren die Erlaubnis zum Rauchen erteilt hatten.

Während man sich zwanglos im Kreise um die Dame des Hauses niederließ, brachte einer der Gäste durch eine hingeworfene Bemerkung das Gespräch auf den großen Juwelendiebstahl, der tags zuvor in einem der ersten Goldgeschäfte verübt worden war. Man verweilte einige Zeit bei diesem Gegenstand, und wohl hierdurch angeregt, fragte der Rittmeister von Bredow: „Herr Baron, haben Sie nie mehr etwas von der Ihnen seinerzeit, wie ich mich erinnere, gestohlenen beträchtlichen Summe oder vom Diebe gehört?"

Das Gespräch verstummte, und aller Augen richteten sich auf den Hausherrn. Dieser aber antwortete lebhafter, als es seine Art sonst war, fast erregt: „Herr Rittmeister, Sie nehmen mir das letzte Wort aus dem Munde! Anknüpfend an das letzte Thema wollte ich den Herrschaften gerade ein ebenso verblüffendes, wie interessantes Erlebnis unserer letzten Reise zum besten geben, das mit jenem Diebstahl im engsten Zusammenhange steht. Ich wiederhole das Geschehnis von damals kurz: Es sind genau sechs Jahre her, als wir von einer größeren Afrikareise zurückgekommen waren. Wenige Tage nach unserer Ankunft erschien ziemlich spät gegen Abend noch ein guter Bekannter und brachte mir in Banknoten 25 000 Mark, die ich ihm vor längerer Zeit, als wir uns in Monte Carlo trafen und er gerade den letzten Goldfuchs verspielt hatte, geliehen hatte. Ich legte das Geld in meine Kasse, begleitete den Besucher bis zur Tür, und kurz darauf folgten meine Frau und ich einer Einladung. Wie ich nun am andern Morgen das Geld zur Bank bringen will, war es verschwunden. Ich suchte zuerst und verständigte dann die Polizei. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, aber ohne jeden Erfolg. Der Schrank wies keine Spuren gewaltsamer Oeffnung auf; doch dieses Rätsel konnte wenigstens einigermaßen dadurch erklärt werden, daß ich den Schlüssel in dem Anzuge vergaß, den ich am Abend noch getragen. Zum Besuche hatte ich mich natürlich umgekleidet. Die Dienstboten, in erster Linie mein Kammerdiener hatten nichts Verdächtiges, keinen fremden Menschen im Hause gesehen. Der Diener selbst hatte bald nach uns die Wohnung verlassen, wie er gestand, es vergessen, den abgelegten Anzug wegzurämen. Erst kurz vor unserer Heimkehr hätte er es getan. Die Sache war und blieb sehr rätselhaft. Weder ich noch mein Bekannter hatten die Nummern der Tausendmarknoten aufgeschrieben, sie ließen sich auch nicht ermitteln, und das war sehr schlimm! Einer der Herren von der Polizei war der bestimmten Ansicht, daß nur ein im Hause gut Bekannter der Dieb sein könne, und in ziemlich unverblümter Weise lenkte er den Verdacht auf die Dienerschaft. Dem trat ich energisch entgegen. Wir hatten damals Leute, denen ich voll vertrauen zu können meinte. Immerhin bestand der Kommissar auf einer genauen Untersuchung.

Die Dienstboten waren zum Glück so verständig, die Notwendigkeit dieser Maßregel einzusehen, ja, sie verlangten sie sogar, damit nicht der leiseste Verdacht sie treffen könne. Die mit aller Gründlichkeit geführte Untersuchung ergab, wie ich es vorausgesehen hatte, kein Resultat.

Wochen waren vergangen, ohne daß eine Spur gefunden werden konnte, und ich gab das Geld verloren.

Um diese Zeit hat die Zofe meiner Frau, eine Französin, um ihre Entlassung. Das Heimweh zöge sie nach Paris zurück, wo sie überdies Gelegenheit hätte, eine gute Partie zu machen. Meine Frau ließ sie ungern gehen; sie hatte sich sehr an das Mädchen gewöhnt, und dieses war äußerst geschickt und dienstbeflissig gewesen.

Zwei Monate später kündigte mir mein Kammerdiener, gerade als wir zu einer neuen Reise rüsteten. Er hätte das Wandern satt und wolle sich mit seinem Ersparten in Hamburg, seiner Heimat, einen Zigarrenladen oder ein ähnliches Geschäft kaufen. Ich konnte ihn nicht halten, aber auch ich verlor ihn ungern, denn er war ein tüchtiger, bescheidener und stiller Bursche gewesen. Nebenbei bemerkt hatten wir Glück, sowohl meine Frau wie auch ich fanden rasch vollen Ersatz, und so hatten wir die beiden ehemaligen Domestiken bald vergessen.

Und nun, meine Herrschaften, komme ich zu dem seltsamen Erlebnis unserer letzten Reise. Es war kurz vor unserer Abfahrt nach Europa, etwa vor drei Wochen, als wir mit einer befreundeten amerikanischen Familie in deren Auto zu den Niagarafällen fuhren. Auf der Rückkehr, bei der wir einen anderen Weg einschlugen, erlitt das Auto in der Nähe einer kleineren Stadt einen Schaden, der uns zwang, an diesem Orte zu übernachten. Zehn Minuten mußten wir zu Fuße gehen, dann standen wir vor dem Hotel „Lincoln". Wir traten ein, und nun denken Sie unsere Ueberraschung, als wir in dem uns höflich entgegentretenden Wirte meinen ehemaligen Kammerdiener erkannten. Bevor ein Wort gesprochen werden konnte, trat eine kleine, schlanke Frau — ein Bund Schlüssel ließ sie als Wirtin erkennen — aus einer Tür und wandte sich ebenfalls uns zu. Unser Staunen wuchs, denn sie war niemand anderes als die französische Zofe.

„Ach, sieh da!" rief meine Frau und wollte auf die Wirtin zutreten, während ich Jean zu begrüßen im Sinne hatte. Aber unsere Absicht kam nicht zur Ausführung, denn wir bemerkten mit weiterem, noch ahnungslosem Staunen, daß das Wiedersehen mit uns für die beiden kein fröhliches sein mußte; denn der Mann wie auch die Frau waren wie erstarrt auf derselben Stelle stehen geblieben, auf der sie uns zuerst erblickten, aus ihren Gesichtern war jeder Tropfen Blutes gewichen, und über ihre Lippen brachten sie kein Wort. Das war mehr als Ueberraschung und alles andere als Freude!

Daß die eine vorgegeben, sich in Paris zu verheiraten, der andere in Hamburg ein Geschäft zu gründen, hatte ich längst vergessen, aber in jenem merkwürdigen Augenblicke kam mir plötzlich ein Gedanke, der wie ein Blitz das Dunkel zerriß, das immer noch über jenem Diebstahl schwebte. Die beiden waren die Diebe, kein Zweifel, hatten sich mit dem leichtgeglückten Raube hierher gewandt, und das Ganze war damals eine schon lange abgekartete Geschichte gewesen, bis sich die günstige Gelegenheit fand! Schlau war der Plan ersonnen und ebenso wurde er ausgeführt. Die beiden bauten darauf, daß von unserer Seite kein Verdacht auf sie fiele. Durch Zufall hatte das böse Gewissen sie verraten, indem sie, durch die unerwartete Begegnung überrumpelt, alle Fassung verloren.

„Alles besetzt?" fragte ich, und der Wirt nickte fast geistesabwesend. Ich gab den anderen einen Wink, und wir suchten ein anderes Hotel auf; auf dem Hinweg aber erzählte ich von dem seltsamen Wiedersehen.

„Das würdige Ehepaar wird sich inzwischen wieder gefaßt und seine Kaltblütigkeit zurückgewonnen haben," meinte unser Freund, „und, wenn Sie keine anderen Beweise haben, dürfte es nicht ratsam sein, sich an die Polizei zu wenden."

„Ich denke gar nicht daran," sprach ich, „ich will keine Scherereien haben, aber um eine Erfahrung bin ich reicher."

Am andern Morgen war unser Auto wieder hergestellt, und wir waren eben im Begriff, unsere Pläne einzunehmen, als wir die in der Stadt kursierende Neuigkeit erfuhren, die Pächtersehelente im Hotel „Lincoln" wären die Nacht spurlos verschwunden. Es war den Bewohnern der Stadt ein Rätsel, da die Leute in geordneten Verhältnissen lebten. Nur wir hätten es lösen können, hatten freilich keine Ursache dazu. Die beiden hatten nicht geahnt, daß wir sie in Ruhe lassen würden, und so trieb sie ihre Schuld bei Nacht und Nebel davon."

Mit großem Interesse hatten die Gäste der Erzählung des Barons gelauscht, knüpften noch manche Frage daran und sprachen von dem merkwürdigen Spiele des Zufalls. Graf Meinburg aber saß schweigsam und in sich gekehrt auf seinem Stuhle.

Baron Bork fragte ihn: „Otto, wo bist du mit deinen Gedanken? Weit fort?"

Da nahm dieser, wie aus tiefem Sinnen erwachend, das Wort: „Deine Erzählung, lieber Bork, hat in mir eine eigentümliche Idee wachgerufen, die Idee an ein mögliches Doppelspiel. So hören Sie denn, meine Herrschaften: Vor einem Vierteljahre kamen mir fast auf dieselbe unerklärliche Weise 14 000 Mark abhanden. Ein Pächter hatte sie mir gebracht, und ich legte sie für kurze Zeit in einen Schrank, um sie später zum Ankauf eines Rennpferdes zu verwenden. Das Geld war verschwunden, alles Suchen war umsonst, und ich konnte nur auf einen Menschen Verdacht haben, und zwar auf ein Mitglied unserer Kreise, dessen Name weiter nichts zur Sache tut.

Der Mann hatte mich an diesem Vormittage besucht und um eine kleine Gefälligkeit gebeten. Jeder Beweis fehlte mir, zu einer Anzeige, obwohl mich der Verlust des Geldes hart traf. Heute aber hat mich deine Erzählung auf andere Wege geleitet und eine andere Möglichkeit gezeigt.

Vor etwa zwei Wochen kündigte mir mein Reitknecht, der, wie ich mich erinnere, an jenem Vormittag ebenfalls in meinem Zimmer zu tun hatte. Gestern verließ er den Dienst. Nun aber ist dieser Mann, wie du weißt, der Bruder deines ehemaligen Kammerdieners. Warum sollte dieser nicht versuchen, was jenem so gut gelang? Die Sache lag nun drei Monate zurück, und ich hatte ja keinen Verdacht gefaßt, er hatte mein volles Vertrauen, wie Jean das deine. Aber den zweiten Teil dieser Komödie „treuer" Dienst-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200428021/fragment/page=0002